



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

Dingindawo, der Verlassene.

---

eine Zeit auf der Missionsstation zu bleiben; später würde sie dann aus freien Stücken zurückkehren. Prinz Sageni sei ebenfalls bei den Weißen in die Schule gegangen und Christ geworden. Er werde vorläufig hier bleiben; niemand aber möge es wagen, ihm wegen seines Glaubens lästig zu fallen! Dann erhebt er in gebieterischer Geste seine rechte Hand und ruft: „Kuningi manje, hambani! Genug für jetzt, geht von dannen!“ — Ein schwarzer Fürst ist an kein so lästiges Zeremoniell gebunden, wie ein weißer und kann sich daher schnell behelfen.

„Bayete 'Nkosi! Es lebe der Fürst!“ riefen die schwarzen Indunas und krochen schleunigst zur engen Kraalöffnung hinaus. —

(Fortsetzung folgt.)

### Dingindawo, der Verlassene.

Von Br. Gerold Heller.

Gzenstochau. — Vor mehr als Jahresfrist erzählte ich den geehrten Lesern des Vergißmeinnicht von drei armen, hochbetagten Greisen aus dem Amakusa-Stamm, die bei der heiligen Taufe die Namen Kaspar, Melchior und Balthasar erhielten. Alle drei hat inzwischen der liebe Gott zu sich gerufen; mögen sie an ihm einen gnädigen Richter gefunden haben!

Um nun mein damals gegebenes Versprechen zu halten, will ich diesmal von einer zweiten Gruppe armer Notleidender erzählen, die ich auf meinen katechetischen Exkursionen in fast unzugänglichen Tälern und Schluchten antraf. Es waren noch junge, doch hartgeprüfte Leute; da gab es Stumme, Blinde und Aussäzige.

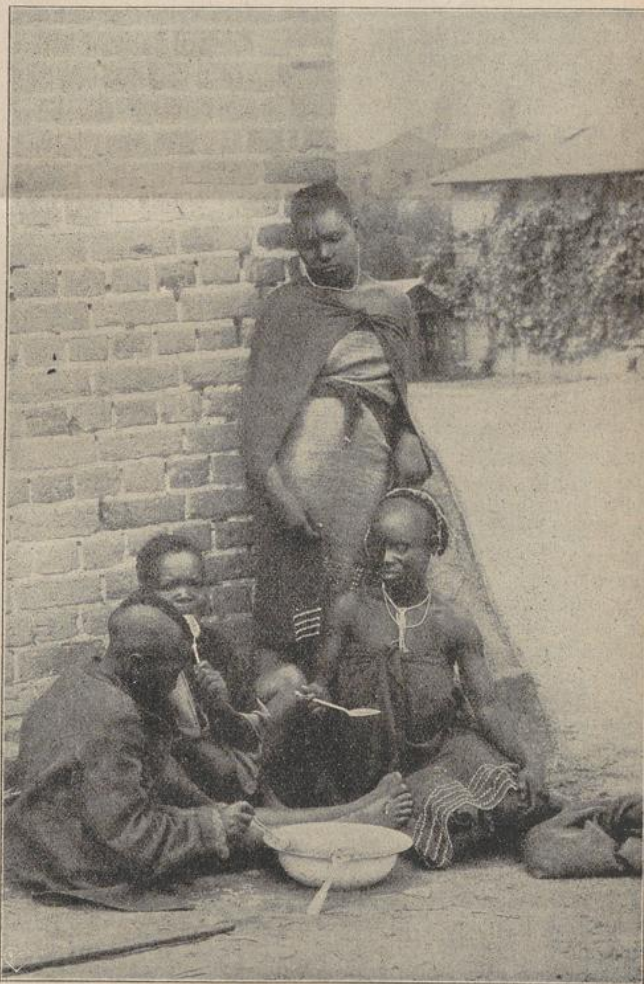
„Wie, gibt es denn unter den Naturvölkern, zumal unter den tapferen, urwüchsigen Sulus, auch solche Gebrechen?“ so lautet manche brieftliche Anfrage aus Europa und Amerika. Die Antwort darauf mögen folgende Zeilen sein. Ich rede natürlich nur von jenen Unglücklichen, die ich selbst bei meinen Katechesen näher kennen lernte. Wie viel Blinde, Taubstumme und Aussäzige es in ganz Natal gibt, weiß Gott allein. Die hiesigen Volkszählungen lassen an Genauigkeit viel zu wünschen übrig, und Blindeninstitute, sowie Taubstummen-Anstalten sind hier noch unbekannt. Ein Aussäzigen-Heim ist zwar vorhanden, doch es ist von den Eingebornen sehr gesüchtet. Daher pflegen sie ihre vom Auslaß behafteten Kranken sorgfältig vor den Polizei-Organen zu verstecken.

Zunächst ein konkreter Fall: Vor zwei Jahren etwa wurde zwei Stunden von unserer Missionsstation Gzenstochau entfernt am großen Nisi-Busch in Nganezis Kraal eine neue Katechesenstelle eröffnet. Durch den Reiz der Neuheit angelockt, kamen neben den Frauen und Kindern auch eine große Zahl Männer und junger Burichen herbei. Unter letzteren befand sich auch ein netter Junge im Alter von 17 bis 20 Jahren. Der wandte während des ganzen Unterrichtes sein Auge von mir ab, so daß ich mich über den aufmerksamen Zuhörer sehr freute. Als ich aber eine leicht zu beantwortende

Frage an ihn stellte, erhielt ich keine Antwort. Ich wiederholte die Frage, — nochmals absolutes Still-schweigen. Ich frage nach seinem Namen, — er rührt sich nicht.

Nun stand ein Mann auf, Gazi mit Namen, und gab mir folgenden Aufschluß: „Der junge Mann hier ist mein Bruder, namens Keto. Er ist nicht eigensinnig, wie du vielleicht vermuten magst, weil er dir keine Antwort gibt, nein, er hört nichts und kann auch nicht sprechen. Er ist ein Isimungulu, ein Taubstummer. Er wurde als kleines Kind schwer krank und hat dadurch das Gehör verloren; deshalb lernte er auch bis auf den heutigen Tag nicht sprechen.“

O wie bedauerte ich den armen Jungen! Er war also taubstumm und dennoch kam er mit den anderen Burischen regelmäßig zur Katechese. Und wie still und ruhig er dafaz und mich mit seinen großen, klaren Augen so fragend ansah! Wie gerne hätte er auch ein Wörtchen von dem verstanden, was die andern so begierig aufsaßen! Gab es denn gar kein Mittel, dem fleißigen Schüler auch etwas vom lieben Gott und den übrigen Hauptwahrheiten unseres christlichen Glaubens beizubringen? Ich versuchte es mit der Zeichensprache, wie sie im Trappistenorden üblich ist. Doch das waren will-



Gremde, an der Missionsstation vorbeireisende Heiden erhalten einen Imbiss.

fürlich gewählte Zeichen, die er natürlich nicht verstehen konnte. Die Zeichen seiner Kameraden, die beständig mit ihm umgingen, verstand er recht gut. So bedeuteten ihm diese, er solle mein Pferd auf dem Berge holen und satteln. Sofort rennt er schnellfüßig wie ein Reh den Berg hinan, bringt das Pferd und sattelt es. Also gab es doch ein Mittel, sich dem Jungen verständlich zu machen. Uebrigens wollte ich für heute unsern geehrten Lesern nicht vom taubstummen Kato erzählen, sondern von einem anderen jungen Mann, der ungleich ärmer daran ist, ich meine von Dingindawo, dem armen Ausläßigen. Er war jetzt 30 Jahre alt, mochte früher ein bildschöner junger Mann gewesen sein, doch schon seit Jahren fraß an ihm die schrecklichste aller Krankheiten, der Ausatz, und machte ihn namenlos unglücklich.

Seine Heimat war in Empumulwana im Amakuzi-Stamm; er war der nächste Nachbar des blinden Palthajar, des Trämers. Obschon sein Kraal nur fünf Minuten von unserer Katechesenstelle entfernt ist, so erfuhr P. Thomas Neuschwanger, unser eifriger Missionär, der dort religiösen Unterricht erteilt, doch erst nach einem Jahre von seinem Zustand. Wie schon oben angedeutet, pflügen die Schwarzen ihre mit dem Ausatz behafteten Kranken zu verstecken, damit nicht etwa die Polizei kommt und sie zwangsweise nach dem Ausläßigen-Heim schafft, d. h. in der Kapkolonie nach der Robben-Insel, und in Natal nach dem Bluff bei Durban. Eines Tages nun reitet P. Thomas an der Hütte Dingindawos vorbei. Der Kranke sitzt im Freien an der Sonne, hat beide Füße mit alten Tüchern umwickelt und macht ein ungemein betrübtes Gesicht. Der menschenfreundliche Missionär fragt ihn, was ihm fehle. Die Antwort lautet: „Ich bin krank, schwerkrank und zwar schon seit vielen Jahren.“ Nun kommen die beiden ins Gespräch, wobei der Kranke zuletzt den Wunsch äußert, bei den Ama-Romas (auf der katholischen Missionsstation) im Krankenhause wohnen zu dürfen. P. Thomas, der noch keine Ahnung hatte, an welcher schrecklicher und ansteckender Krankheit der arme Mann litt, gab eine ausweichende Antwort und sagte, er wolle die Sache vorerst mit dem P. Superior und dem Bruder Krankenwärter besprechen; dann ritt er seines Weges weiter.

Am Abend kommen die Brüder und Verwandten des Ausläßigen von der Feldarbeit heim und hören, der Umfundisi wama-Roma (der Missionär) sei dagewesen, habe freundlich mit dem Kranken gesprochen und sogar die Möglichkeit durchblicken lassen, ihn zur Pflege mit sich auf die Missionsstation nehmen zu wollen. Das war nun etwas nach ihrem Sinn! Man hielt einen Familien-Rat und einigte sich schnell zu dem Beschluß, den Kranken schleunigst zu den Ama-Romas zu schaffen. Schon am nächsten Tag kamen sie mit ihm in Ezenstochau an. Der arme Dingindawo war von dem langen, anstrengenden Ritt halbtot. Sie hatten den Vermisten, dem die Füße schon halb abgefaul waren und der auch keine Finger mehr hatte, die Zügel zu halten, auf ein Pferd gesetzt. Ein Mann lenkte das Pferd und ein zweiter ging zur Seite und stützte fortwährend den Kranken, daß er nicht herunterfiel.

Bruder Eduard, unser Krankenwärter, immer dienstbereit, wenn es gilt, einem Armen zu helfen, half dem in Lumpen eingehüllten Dingindawo vom Pferde herunter und trug ihn mit Hilfe der beiden Männer in eine abseits stehende Strohhütte. Er freute sich, um Gotteslohn wieder einem armen, kranken Menschenkinde liebevolle Pflege angedeihen lassen zu können, bereitete ihm ein weiches Lager, sorgte schnell für eine kleine Er-

frischung und eilte dann zum Hochw. P. Superior, ihm die Ankunft des kranken Dingindawo von Empumulwana zu melden.

P. Superior erlaubte es, daß der Kranke unter der Pflege des Bruder Eduard auf der Missionsstation bleibe, vorausgesetzt, daß die Krankheit nicht ansteckender Natur sei, denn noch immer hatte keiner von uns eine Ahnung, daß man einen Ausläßigen im Hause habe. Die beiden Männer, die ihn gebracht hatten, erschöpften sich in Dankesbezeugungen, nahmen vom Kranken schnell Abschied, und eilten nach ihren Kraals zurück. Daß ihr kranker Bruder bei den Ama-Roma gut aufgehoben sei und daß es ihm an menschenfreundlicher Pflege nicht mangle, wußten sie, nur das eine Bedenken mochte in ihnen aufsteigen, die Missionäre könnten ihren Entschluß bereuen und ihnen den Kranken wieder aufhalsen. Daher die Eile, mit der es die beiden wieder heimwärts trieb. (Fortsetzung folgt.)

### Leidenschaft macht blind.

Vom Hochw. P. Leonard Siller.

Maris-Stella. — Jede Leidenschaft ist eine dunkle, unheilvolle Macht, doch doppelt gefährlich beim armen Heiden, der keine Gottesfurcht und keine Gottesliebe kennt und daher nie gelernt hat, aus höheren Gründen sich selbst zu überwinden. Gesellt sich dazu noch ein krasser Aberglaube, so ist dem Unheil vollends Tür und Tor geöffnet.

Ende Juni 1913 hat sich in hiesiger Gegend ein gar trauriger Fall ereignet, indem ein junger Zulu aus geringfügigem Anlaß seinen leiblichen Bruder erschlug. Die Sache verhielt sich so: In Emvogana, das etwa drei Wegstunden von unserer Missionsstation entfernt ist, war ein heidnischer Kraalbesitzer gestorben. Kaffrischer Sitte gemäß trat nun in der zahlreichen Familie der ältere Bruder seinen Geschwistern gegenüber in die Rechte und Pflichten eines Kraaloberhauptes ein. Er hieß Maganda und scheint sonst kein übler, wohl aber ein abergläubischer und jähzorniger junger Mann gewesen zu sein. Da es hiezulande Sitte ist, daß die jungen Männer abwechselnd für eine gewisse Periode in die englischen Städte gehen, um sich das nötige Geld für die Steuerabgaben und sonstigen Auslagen zu verdienen, verließ Maganda ebenfalls auf längere Zeit den heimatischen Kraal. Die Stelle des Hausherrn sollte inzwischen sein jüngerer Bruder, Scefana mit Namen, versehen.

Nun muß ich hier noch bemerken, daß der heidnische Kaffer häufig seinen Wohnort wechselt. Der Hauptgrund hiervon ist sein Aberglaube. Wie schon wiederholt in diesem Blättchen bemerkt wurde, schreibt der Kaffer fast jede Krankheit einem geheimen zauberischen Einfluß zu. Wird also irgend jemand in der Familie krank, so ist entweder der Wohnort schuldig, auf dem eine Art Fluch lastet oder irgendein bösegesinnter Mensch in der Nachbarschaft; anders kann er sich das gar nicht denken. Stirbt ein Mitglied der Familie, so wird zunächst die Hütte, welche der Verewigte bewohnte, niedergebrannt, dann aber schießt sich der Hausherr bald nach einem andern Wohnsitz um, wo er sich in Frieden niederlassen kann. Auf dem alten Platz hält er sich nicht mehr für sicher, da würde sicherlich bald wieder der eine oder der andere erkranken oder gar von neidischen, haßerfüllten Menschen heimlich aus der Welt geschafft werden. Solche Ideen erfüllten auch den Kopf unseres Maganda.

Während seiner Abwesenheit nun kam ein fremder Kaffer mit seiner Familie daher und ersuchte den Sce-